

Vortrag auf der Konferenz: „Aus der Geschichte lernen? Erinnerungskultur als Weg zu einer europäischen Verständigung“ vom 27. bis 30. Oktober 2016 in Warschau:

Die Entwicklung der russischen Erinnerungskultur nach 1991

Leonid Mletschin, Schriftsteller und Historiker, Fernsehmoderator

Wir fahren in die Ukraine, um einen Film über Stepan Bandera zu drehen, und überall kamen alle, die mich kannten, auf mich zu, schüttelten mir die Hand und sagten bedeutungsvoll: „Sie werden doch sicher die volle Wahrheit sagen.“ Aber der Film hat drei Teile.

Der erste: der Anschluss der Westukraine, der Molotow-Ribbentrop-Pakt, der Dolchstoß in den Rücken der sich gegen die Deutschen verteidigenden polnischen Truppen, der NKWD in den neuen Gebieten. Die national gesinnten Russen waren verärgert.

Der zweite Teil: Bandera mit seinen Aufrufen zum Terror, zum bössartigen Nationalismus; er organisierte nicht nur den Mord an dem polnischen Innenminister, er schickte Mikola Lemik, den sowjetischen Konsul in Lwow (ukr. Lviv, Lemberg) zu ermorden, und kooperierte von Anfang an mit den Deutschen. Die national gesinnten Ukrainer waren verärgert.

Der dritte Teil – nach dem Krieg: Es wurde erzählt, wie erst die Mitglieder der OUN (Organisation der Ukrainischen Nationalisten) die Polen umbrachten und die polnische Regierung dann zum Gegenschlag ausholte – die Operation „Wisła“ („Weichsel“), die totale Vertreibung der Ukrainer aus dem Territorium Polens. Die national gesinnten Polen waren verärgert.

In Anbetracht der komplexen Zusammensetzung des Auditoriums werde ich ausschließlich über Russland sprechen, um die Zahl derer einzuschränken, die sich über die dramatischen Seiten der Geschichte Sorgen machen könnten. Wenn man von Russland spricht, ist das ein Reden über die Geschichte – es ist ein Reden nicht über die Vergangenheit, sondern über das Heute und über die Zukunft. In unserem Land vollzieht sich das, was die Fachleute die Politisierung oder Instrumentalisierung der Geschichte nennen. Das heißt die Umgestaltung der Wissenschaft zu einem Instrument zur Lösung aktueller politischer Aufgaben, unglaublich wichtig für das Establishment, für die herrschende Klasse, die überzeugt ist, dass sich mit Hilfe der richtigen Ausrichtung der Geschichte die Möglichkeit ergibt, das Heute zu beherrschen und die Zukunft zu formen. Wir sehen, wie begeistert die Historiker sind, die sich seit den Perestroika-Jahren angesichts ihrer Talentlosigkeit eingeeengt fühlten. Wie diese Leute die Lehrstühle der Universitäten und die Stellen der Chefredakteure historischer Zeitschriften besetzen, wie sie die staatlichen Zuschüsse unter sich aufteilen. Da wir schon länger auf der Welt sind, kennen wir sie gut und haben ihre unterschiedlichen Äußerungen – in verschiedenen Zeiten – gehört. Und wir begreifen, dass sie an nichts glauben, weder daran, was sie

gestern gesagt haben, noch daran, was sie heute sagen, und offenbar auch nicht daran, was sie morgen sagen werden. Das ist Tradition.

Nach dem Zweiten Weltkrieg ernannte Stalin Andrej Wyschinskij zum Außenminister, der vorher Generalstaatsanwalt und Organisator von politischen Schauprozessen war. Einmal trat er vor der UNO auf und sein Mitarbeiter (selbst ein zukünftiger Botschafter) Oleg Trojanowskij erzählte mir: „Wir hören mit Entsetzen, dass der Minister die amerikanische Position darlegt. Wir schreiben ihm: „Andrej Januarjewitsch, sie vertreten die amerikanische Position, unsere ist eine andere.“ Der Zettel geht durch den Saal, landet auf dem Tisch des Redners, er liest ihn und redet weiter. Als er geendet hat, reißt er die Augen weit auf, läuft rot an und schreit: „Das ist die Position der Kriegstreiber und Feinde des Friedens! Unsere Position ist das Gegenteil davon.“

Dass Menschen sich mit der Geschichtswissenschaft befassen, die die Geschichte nicht kennen und sie nicht lieben, ist nichts Neues. Ich erinnere mich immer an die bitteren Worte des bedeutenden Kolumnisten Arkadij Awertschenko: „Was für ein durch und durch hoffnungsloses Reich von Betonköpfen, Bleischädel und Blechhirnen. Die Blüte der russischen Metallurgie und Baustoffindustrie.“

Für das neue Russland war das bewusste Begreifen der Vergangenheit, des nationalen Gedächtnisses eine Frage, die für die Wahl der Zukunft bestimmend war. Das neue Russland nach 1991 hatte die Wahl zwischen der Moderne, der Ordnung des Lebens nach modernen Prinzipien, und der Rückkehr zu einem Sonderweg.

Die Sowjetunion hatte ein für alle verbindliches Bild der Vergangenheit vorgelegt: ein großes Land, das von Sieg zu Sieg eilt, alle Schwierigkeiten überwindet und alle Feinde vernichtet. Eine solche Geschichte erlaubte es, daraus Optimismus und Hoffnung für die Zukunft zu schöpfen. Deshalb begann der Zerfall des Sowjetsystems auch mit dem Zerfall des offiziellen Geschichtsbildes. Und an einem gewissen Punkt brach die offizielle Vergangenheit zusammen und danach auch das Sowjetsystem selbst. Es vollzog sich eine Denationalisierung der Geschichte. Sie hörte auf, ein einheitliches totales Projekt zu sein, und nahm menschliche Züge an. Sie begann sich dem anzunähern, was wirklich geschehen war. Es folgten Diskussionen über das Tragische und Dramatische in der Geschichte. In dem neuen Russland versuchte man – und in diesem Sinne erreichte die akademische Wissenschaft unglaubliche Erfolge –, die nationale Geschichte in all ihrer Schwierigkeit und Tragik wiedererstehen zu lassen.

Es begann eine Diskussion über Begriffe wie „Schuld“ und „Reue“. Und viele wollten diese Diskussion fortsetzen. Ich schrieb in diesem Jahr ein Buch über die Rolle der KGB im Jahr 1991, dem entscheidenden in unserer Geschichte, und sprach mit einem Menschen, der damals das Komitee für Staatssicherheit Russlands leitete. Er erzählte mir: „Ich wollte auf einer Mitarbeiterkonferenz der territorialen Behörden sagen, dass wir, die heutige Generation, auch eine Schuld für die Stalinschen Verbrechen tragen. Aber die Mitarbeiter sagen: „Bist du verrückt? Wo liegt denn unsere Schuld?“

Auf die Diskussion über Schuld und Reue verzichtete die Gesellschaft, sie vermied sie und das war die Wasserscheide. In Russland gab es keine Verarbeitung der Vergangenheit. Die kolossalen tektonischen Veränderungen im Leben Russlands der neunziger Jahre wurden von einem großen Teil der Gesellschaft als Scheitern, Niederlage und Verlust des gewohnten Status wahrgenommen. So als wären alle Grundlagen, stolz zu sein, verschwunden.

Und die Gesellschaft dürstete nach Trost. Wie jeder Mensch. Wenn ringsherum Trübsal und Unglück herrschen, muss ein Halt, ein Trost gefunden werden. Daher das Streben nach einem starken schmerzstillenden Mittel – der Selbstrechtfertigung (siehe die Arbeiten der Leiterin des Zentrums für Russlandstudien an der Hochschule für wissenschaftliche Information für Sozialwissenschaften der Russischen Akademie der Wissenschaften Professor I.I. Glebowa).

Warum noch begann die Rückkehr zum früheren Vergangenheitsbild? Weil sich in den Perestroika- und Postperestroikajahren herausstellte, dass in der Sowjetzeit die ganze Vergangenheit faktisch verfälscht wurde. Das heißt, wir sind nicht die, für die wir uns gehalten haben. Das ist ein Schlag. In den historischen Spiegel zu gucken, ist schrecklich. Und es ist sogar unmöglich, ihn zu zerschlagen, weil ihn zerschlagen bedeutet, zuzugeben, dass er echt ist. Daher der Aufruf: „Nehmt diesen Spiegel weg und bringt einen anderen! Aber am besten: gebt den alten zurück.“

Was heißt das? Das heißt, dass für die Gesellschaft so wichtige Eigenschaften wie Selbsterkenntnis und Selbstkritik und die Fähigkeit, Lehren aus der Vergangenheit zu ziehen, nicht aufkamen. Erstens möchte man sich nicht anstrengen. Zweitens ist es undenkbar, die Verantwortung für die Vergangenheit auf sich zu nehmen. Undenkbar, sich bewusst zu machen, dass deine Eltern, Großeltern, Urgroßeltern sich an etwas Abscheulichem beteiligt haben könnten.

Die Frage stellt sich anders: Welche Vergangenheit gestattet es uns, dass wir uns behaglich fühlen? Wo ist die ruhige Bucht, in der wir in den Lebensstürmen Zuflucht finden können? Eine solche Vergangenheit wird angenommen. Nicht die, die war, sondern die, die wir jetzt eifrig konstruieren.

Von der kurzen Periode der Selbstkritik sind wir mit dem Gefühl offensichtlicher Erleichterung zur Nostalgie übergegangen. Ich erinnere daran, dass dieser Begriff, den der Schweizer Arzt Johannes Hofer im 17. Jahrhundert eingeführt hat, einen Krankheitszustand des Patienten beschreibt.

Womit sind wir jetzt beschäftigt? Uns selbst zu rechtfertigen und zu trösten. Wir bemühen uns, alles Unangenehme zu vergessen und die Vergangenheit umzuwerten, sie als eine erfolgreiche anzusehen. Typisch ist aber, dass unsere historische Epoche sich auf die Sowjetzeit beschränkt. Wir, die postsowjetischen Menschen, fühlen uns nicht als Erben des alten, zaristischen Russland.

Die uns aufrichtende Umwertung der Vergangenheit schmeichelt nicht einfach. Sie erlaubt, uns selbst mit anderen Augen zu sehen. Ohne etwas zu tun, gedanklich Erfolg zu haben.

Der wichtigste und wohl fast der einzige Gegenstand des Stolzes ist der Sieg im Großen Vaterländischen Krieg. Charakteristisch ist: 1996 waren 44 Prozent der Befragten stolz darauf, 2003 78 Prozent. Nicht, dass etwas Neues zum Vorschein kam. Der Große Vaterländische Krieg, wie er wirklich war, war gleichsam vergessen, es blieben nur die Siegesmärsche als Narkotikum, dessen Konsum das heutige Leben schöner macht. Das ist für mich erstaunlich. Ich bin unter Veteranen aufgewachsen, die am 9. Mai weinten, weil der Krieg eine schreckliche blutige Erfahrung war. Das heutige politische Establishment, junge Leute, die den Krieg in Spielfilmen im Fernsehen sahen, stellen ihn sich so vor: Fünf bis sechs Leute der sowjetischen Spionageabwehr (Smersch) vernichten mühelos zwei Divisionen der Wehrmacht.

Durch Moskau fahren Autos – alle natürlich ausländische Fabrikate – mit der Aufschrift „Wir können es nochmal machen!“ Aber was wollen sie eigentlich wiederholen? Vier Jahre blutigen Krieg? Die Deutschen vor Moskau? 28 Millionen gefallene Soldaten? Daran denken sie nicht einmal. Diese Vergangenheit existiert nicht. Vor Augen haben sie nur die Feier des 9. Mai und die über den Roten Platz marschierenden siegreichen Soldaten, die deutsche Standarten vor dem Mausoleum auf den Boden werfen.

Der Sieg – das ist ein Symbol der Stärke, des Standhaltens vor dem Feind. Militärische Paraden erfüllen uns mit Zuversicht. Sie sind eine Art von historischem Narkotikum. Vor unseren Augen vollzieht sich die Darstellung dieser angenehmen Vergangenheit, mit der sich der große gutdotierte ideologische Apparat beschäftigt. Wichtig ist aber anzumerken, dass der Patient um dieses Narkotikum bittet, fleht: „Verschreiben Sie es weiter, Doktor“. Eine rührende Einheit von Apparat und Gesellschaft.

Das historische Narkotikum erlaubt es, die Gegenwart, die mehr Verdruss als Freude hervorruft, weniger schmerzlich wahrzunehmen, das Gefühl sozialer Ungerechtigkeit und Ungleichheit zu überwinden und eine emotionale Unterstützung der derzeitigen Machthaber herauszubilden.

Der Verzicht auf eine moralische Bewertung der Vergangenheit und die Rechtfertigung von allem, was war, von Iwan dem Schrecklichen bis zum Generalissimus, ist ein Ablassbrief für die Zukunft. Dass der Gesellschaft dies gefällt, bedeutet, dass wir nicht imstande sind, uns zu modernisieren und funktionierende Institutionen zu schaffen, die es ermöglichen würden, uns zu entwickeln und unser Leben zeitgemäß zu gestalten. Die Gesellschaft ist zu schwach, um diese Arbeit zu leisten. Sie scheut die heute ständig zunehmenden Schwierigkeiten und sucht Trost in der Vergangenheit.

Ich möchte insbesondere darauf eingehen, wie die junge Generation denkt.

Natürlich wäre es anzunehmen, dass die neue Generation modern denkt. Aber, o weh, die Jugend, vor allem die studentische Jugend, lebt in einer politischen Nostalgie. Ich habe eine Dissertation gelesen, die sich diesem Thema widmet. Sie basiert auf Gesprächen mit

Studenten der Moskauer Lomonossow-Universität, der Hochschule für Ökonomie und des MGIMO (Moskauer Hochschule für Internationale Beziehungen), das heißt mit der künftigen Elite Russlands. Die Interviews wurden von 2011 bis 2014 geführt, also vor der Krim.

Was zeigte sich? Offensichtlich ist eine Unzufriedenheit mit dem Leben. Und die Suche nach einer Alternative. Diese findet sich nicht in der Zukunft, was für die Jungen charakteristisch sein sollte. Die Alternative wird in der Vergangenheit gesucht. Aber nicht in der realen, sondern in der idealen. Begeisterung lösen der Führer (das heißt Stalin) aus, die Stärke der Sowjetmacht und die emotionale Atmosphäre jener Zeit („sie lebten wie Brüder, alle halfen einander...“). Völlig abgelehnt werden die Perestroika und das neue Russland. Stalin wird als weiser Herrscher gezeichnet, der das Land zur Blüte brachte. Viele meinen, dass ein solcher Führer auch heute nötig sei. Von dem Führer erwartet man nicht das Schaffen von Bedingungen, die Raum für die Selbstverwirklichung geben würden, sondern väterliche Sorge.

Im politischen Bewusstsein der jungen Menschen existieren solche Begriffe wie „innerer Feind“ und „feindliches Umfeld“. Der innere Feind – weil ein Schuldiger für die Misstände im eigenen Leben gefunden werden muss. Und der äußere Feind – er ist ein Zeugnis für den tiefen Neid, den wir gegenüber dem Westen und den USA empfinden.

Ich merke an, dass die Befragten dank ihres Alters die Sowjetzeit nicht erlebt haben. Die Kenntnisse der Geschichte zeigten sich mehr als oberflächlich. Von Stalin wussten sie, dass er einen interessanten Schnurrbart hatte. Und Breschnew hatte dicke Brauen. Und Chruschtschow liebte Mais...

Nostalgie in der postsowjetischen Variante ist ein schmerzliches, melancholisches Gefühl, eine depressive Selbstwahrnehmung. Es ist Neid und ein Gefühl der eigenen Schwäche... Stimmungen bei den Jungen, wie bei den Alten. Diese leben auch in Mythen und Utopien – von der Vergangenheit. Die Jungen sehen keine Perspektiven, sie glauben nicht an die Zukunft, denn sie sind pessimistisch eingestellt. Sie machen sich nicht daran, ihr Leben zu planen. Folglich haben sie nicht die Absicht, für die Zukunft zu kämpfen und Verantwortung zu übernehmen.

Das prägt die besonderen Beziehungen der russischen Bürger und der Staatsmacht. Ein nicht geringer Teil der Bevölkerung geht davon aus, dass sie alleine mit den Problemen nicht fertig werden. Wir schaffen das nicht! Wir können das nicht stemmen! Gebraucht wird ein Beschützer und Verteidiger. Man kann sich auf niemanden mehr verlassen, nur auf die Regierung. Deshalb muss man für sie stimmen, sonst wird es noch schlimmer. Die Soziologen machen darauf aufmerksam, dass die Menschen in Kleinstädten und Dörfern über Armut klagen. Und dieses Gefühl wird nicht von dem geringen Lohn und nicht von der Dürftigkeit des täglichen Lebens bestimmt, sondern eher vom Fehlen des Glaubens an die Fähigkeit, das eigene Leben zu ändern. Und für alles gilt die Formel „Die Obrigkeit weiß es besser“. Es ist ein von Unsicherheit geprägtes Daseinsgefühl, die Angst vor der komplizierten Welt, die periodisch feindselig wird.

Der Notwendigkeit, alles selbst zu entscheiden, die nach den tektonischen Veränderungen unseres Lebens entstand, waren viele nicht gewachsen. Unter der Sowjetmacht wussten die Menschen, was im nächsten Jahr sein würde und was in zehn Jahren. Und plötzlich zwang man uns, selbst über den nächsten Tag nachzudenken. Aber wir waren gewohnt, uns auf die Obrigkeit zu verlassen. Daher der Verlust des Zukunftsbildes. Deshalb wandten sich die Staatsmacht, die Gesellschaft und der Apparat der Vergangenheit zu, die zur Mobilisierung benutzt wird. Wobei, ich sage es noch einmal, diese Vergangenheit konstruiert und nicht real ist.

Daneben findet ein Kampf gegen die Verzerrung der Geschichte statt. Vor einiger Zeit wurde sogar eine Kommission beim Präsidenten eingesetzt, die den Versuchen, die Geschichte zum Schaden der Interessen Russlands zu verfälschen, entgegenwirken sollte. Diese Kommission existierte nicht lange, aber es bestand auch keine Notwendigkeit für sie. Der Prozess, die reale Vergangenheit durch eine erfundene zu ersetzen, vollzieht sich ganz von selbst. Seinen Höhepunkt erreichte er in der Geschichte von den 28 Panfilow-Kämpfern.

Vor 75 Jahren, am 28. November 1941, erschien in der „Krasnaja swjezda“ (Roter Stern) ein nicht gezeichneter Leitartikel „Das Vermächtnis der 28 gefallenen Helden“. Es ging um 28 Kämpfer der zur Verteidigung Moskaus eingesetzten Infanterie-Division von General Iwan Panfilow, die 18 Panzer zerstörten. Sie kamen alle um. In dem Artikel gab es einen Satz des Politruk Klotschkow, der in die Geschichte einging: „Russland ist groß, aber ein Rückzug ist nicht möglich, hinter uns ist Moskau.“ Einige Monate später veröffentlichte der Autor jenes Artikels Aleksandr Krivizkij die Liste der 28 Gefallenen und allen wurde die Würde eines Helden der Sowjetunion verliehen.

Ich kannte den Autor dieses Artikels gut. Er war häufig bei uns zu Gast, meine Eltern waren mit ihm befreundet. Er war ein hervorragender Publizist. Und ich schrieb im ersten Studienjahr eine Seminararbeit „Die ausdrucksstarke Lexik der Publizistik von A.Ju. Krivizkij“. Der Artikel war sehr gut geschrieben.

Alles wäre gut gewesen, aber als man die Deutschen aus der besetzten Ukraine vertrieben hatte, entdeckten die Organe des Volkskomitees für Staatssicherheit im Gebiet Charkov (ukr. Charkiv) den Leiter der Hilfspolizei, der zu den 28 umgekommenen Panfilow-Helden gehört hatte. Bei der Durchsuchung fand man bei ihm ein Büchlein über die Panfilow-Leute. Er erzählte gerne von seiner Heldentat. Danach begann die Untersuchung der Obersten Militärstaatsanwaltschaft.

Und was ergab nun die Ermittlung dieser Militärstaatsanwaltschaft – ich merke an, nicht der Gesellschaft „Memorial“, nicht irgendwelcher Liberalen, nicht der Söldner des amerikanischen Imperialismus. Im Krieg wurden alle Publikationen dieser Art an die politische Hauptverwaltung der Roten Armee zur Kenntnisnahme geschickt. Der Instrukteur dieser Hauptverwaltung fragte den Autor des Artikels unter anderem: „Woher kennen Sie die Worte des Politruk Klotschkow, wenn er doch umgekommen ist?“ Darauf antwortete der Autor ehrlich, das sei Fiktion, er habe sich das ausgedacht.

Heute ist es geboten, nicht das für Wahrheit zu halten, was wirklich war, sondern den Mythos.

Was mich am meisten an dieser Geschichte getroffen hat? Gerade an dem Tag kamen bei der Verteidigung Moskaus an der Bahnstation Dubosekowo mehr als 100 Infanteristen dieses selben 1075sten Schützenregiments um, das zur Division von Iwan Panfilow gehörte. Sie kamen um, als sie unsere Stadt verteidigten, und die Deutschen drangen nicht bis Moskau vor. Das sind wirkliche Helden. Und was geschah weiter? Weil unsere Truppen sich zurückzogen, blieben alle im Kampf Gefallenen auf dem Feld liegen. In den Unterlagen des Obersten Militärstaatsanwalts gibt es ein Gespräch mit dem Vorsitzenden des örtlichen Gemeinderats. Darin heißt es: „Alles war vom Schnee bedeckt. Dann kamen unsere Leute zurück, dann taute der Schnee, wir fanden den einen oder anderen, begruben ihn, viele aber haben wir nicht mehr gefunden.“ Die Menschen, die den Heldentod starben, als sie unsere Stadt verteidigten, blieben namenlos. Die vom Propagandaapparat geschaffenen Helden drängten die wahren Kriegshelden in den Schatten, die ohne Auszeichnungen von der Front zurückkehrten, verwundet und verkrüppelt. Und viele sind gar nicht zurückgekommen...

Mythisierte Heldentaten haben die wahren verdrängt. Und es gibt keine Gräber, die die Angehörigen der gefallenen Helden besuchen könnten. Statt sich dafür einzusetzen, die Namen der realen Helden ausfindig zu machen, machen sich die Anhänger des Mythos dafür stark, eine erfundene Geschichte zu bewahren. So ist es einfacher. Man muss nirgends hinfahren, um die Überreste zu suchen.

Der Mythos vertreibt die wahre Geschichte aus dem Gedächtnis des Volkes. Das ist auch eine Art Tradition. Im 19. Jahrhundert schrieb Alexander Iwanowitsch Herzen: „Die russische Regierung gleicht einer rückwärtsgewandten Vorsehung: Sie gestaltet nicht die Zukunft, sondern die Vergangenheit zum Besseren.“

Die Machthaber und die Regime wechseln, die Tradition aber bleibt.

Übersetzung aus dem Russischen: Marianne Wiebe